



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom : 10. Die Exkommunikation

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wandlungen des Ich im Zeitenströme

10. Die Exkommunikation



in Idyll mag so schön sein, wie es will, für sich allein füllt es das Gemüt eines arbeitslustigen Mannes von vierzig Jahren nicht aus. Dazu kam die unbehagliche Empfindung, den Wirnissen des Kirchenstreits zusehen zu müssen und nicht eingreifen zu dürfen, und endlich war ich auch der materiellen Sorgen nicht überhoben; denn bei einem Einkommen von noch nicht fünfhundert Thalern konnte ich, wenn ich teilweise dienstuntauglich wurde, keinen Kaplan halten, und vor Eintritt der Untauglichkeit eine andre Stelle zu bekommen, daran war nach Ausbruch des Kulturkampfes nicht zu denken. Man wird es unter diesen Umständen begreiflich finden, daß Hartmanns Philosophie des Unbewußten, die mir damals in die Hände fiel, einigen Eindruck auf mich machte. Jedenfalls mußte ich an etwas denken, was mir die Zeit und die Seele ausfüllte und womöglich auch das Einkommen ein wenig verbesserte. Um Dorfromane schreiben zu können, hätte ich Dichter sein müssen, was ich leider nicht bin; für gelehrte Arbeiten würden mir nicht allein die Hilfsmittel gefehlt haben, sondern auch der Gegenstand, denn welchen der mir nahe liegenden Gegenstände hätte ich behandeln können, ohne aufs neue in Konflikt mit meinen Glaubensgenossen zu geraten? Wie glücklich ist doch in „sothanen fährlichen und geschwinden Läuufften“ der Mann, der sein Herz an die Ergründung eines vorgegeschichtlichen Problems, etwa der Atlantisfrage gehängt hat! So blieb die Publizistik übrig, aber doch nur die anonyme, die unter solchen Verhältnissen eigentlich unanständig war und mir widerstrebte. Dennoch schickte ich ein paar Sachen an die Schlesische Zeitung. Der eine Artikel, ein harmloser Bericht über ein eben erschienenes Buch (Briefwechsel zwischen Diepenbrock und Passavant), brachte mir zwanzig Mark ein, ein anderer wurde mir zurückgeschickt, und das war mir eigentlich lieb, denn seine Veröffentlichung hätte die Loyalität, deren ich mich dabei schuldig machte, vollendet; heute kann ich darüber reden, ohne etwas Unrechtes zu begehen.

Es handelte sich um eine Maßregel der geistlichen Behörde gegen die Zivilehe. Bekanntlich wird nach dem vortridentinischen Recht die Ehe, wenn kein trennendes Ehehindernis obwaltet, durch den erklärten consensus der Brautleute geschlossen. Das Tridentinum hat angeordnet, daß die Ehe fortan nur

coram parochio proprio et duobus testibus geschlossen werden dürfe, und daß jede Ehe, die ohne diese Zeugenschaft eingegangen wird, ungiltig sein soll. Aber diese Vorschrift gilt nur für die Gegenden, wo die Beschlüsse des Tridentinums verkündigt worden sind, d. h. für die katholischen Länder; in den rein oder überwiegend protestantischen Ländern wird angenommen, daß wegen nicht vollzogener Verkündigung die Bestimmung keine Kraft habe, Ehen von Katholiken daher, die ohne jene Zeugenschaft geschlossen werden, nach wie vor giltig seien. Demnach sind in solchen Gegenden auch die gemischten Ehen giltig, die in der evangelischen Kirche geschlossen werden; nicht etwa weil der evangelischen Einsegnung die eheschließende Kraft zugestanden würde, eine solche Kraft hat auch die katholische Einsegnung nicht, sondern weil eben die Anwesenheit des katholischen Pfarrers nicht erforderlich ist. Nur insofern ist die evangelische Trauung auch vom katholischen Standpunkt aus von Wert, als ja dadurch ebenfalls, sowie durch das Zeugnis des Standesbeamten, jenem Übelstande abgeholfen wird, dem die tridentinische Bestimmung abhelfen sollte, dem Mangel der öffentlichen Beurkundung bei formlos abgeschlossenen Ehen. Dieser Rechtszustand ist von Benedikt XIV. für die Niederlande ausdrücklich anerkannt worden, und auf Anfragen aus der Diözese Breslau ist die Antwort ergangen, daß das Breve des genannten Papstes auch für die dortigen gemischten Ehen gelte. Für die ehemals rein protestantischen Provinzen Brandenburg und Pommern, die erst vor einigen Jahrzehnten als Delegaturbezirk der Diözese angegliedert worden sind, versteht es sich von selbst. Sauer's Handbuch für Pfarrer, das über diese Verhältnisse Auskunft giebt, ist mir abhanden gekommen, ich kann daher die erwähnten Entscheidungen der römischen Kurie nicht anführen. Die Realencyclopädie von Herzog und Plitt und Schultes Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts enthalten aber wenigstens das allgemeine. In der Encyclopädie (4. Band, S. 79) schreibt Scheurl: „Nach dem Recht der katholischen Kirche kann durch die bürgerliche Eheschließung eine Ehe, welche zugleich *ratum* und *legitimum matrimonium* wäre, nur da zustande kommen, wo das tridentinische Dekret nicht publizirt ist; wo dieses publizirt oder ohne Publikation in Übung ist, kann die bürgerlich geschlossene Ehe erst dadurch *ratum matrimonium* werden, daß die Schließung in der hierin vorgeschriebnen Form nachfolgt. Solange dies nicht geschieht, haben die geistlichen Gerichte, als Gewissensgerichte, die Ehe als mit dem *impedimentum clandestinitatis* behaftet zu behandeln.“ Und Schulte a. a. D. Seite 447: „In denjenigen Gegenden und Pfarreien, wo das angegebne Dekret des Konzils von Trient weder besonders publizirt noch durch Observanz in Gebrauch ist, gilt das vortridentinische kanonische Recht. Zur Giltigkeit der Ehe ist dort [nur] notwendig der wirklich zustande gekommne *consensus*, sei er durch *verba de praesenti* erklärt (*sponsalia de praesenti*), oder sei zu einem Verlöbniß der *concupitus* getreten.“

Unter diesen Umständen war in der Diözese Breslau die vor dem Standesamt geschlossene Ehe nach dem kanonischen Recht zweifellos gültig. Ob das die geistlichen Behörden zugestanden haben würden, wenn man sich nicht gerade im Kulturkampf befunden hätte, kann ich nicht wissen. Jedenfalls macht es der Kriegszustand erklärlich, daß an die Pfarrer eine streng vertrauliche Verfügung erging, wonach fortan in der Osterzeit das tridentinische Dekret in jeder Gemeinde verkündigt werden sollte, und damit hörte auch der Zustand der Unschuld für den katholischen Teil solcher gemischten Brautpaare auf, die sich in der evangelischen Kirche trauen oder, wie man nach Einführung der Zivilehe sagen muß, einsegnen lassen. Mich entrüstete diese Perfidie, wofür ich damals die taktisch ganz richtige Maßregel ansah, und ich schrieb ungefähr das, was ich hier gesagt habe, an die Schlesiische Zeitung, die es aber, wie gesagt, nicht verwendbar fand. Mehrere Jahre später entbrannte ein heftiger Streit über die Angelegenheit, weil das tridentinische Dekret in Berlin und in Schweidnitz an die Kirchthür angeschlagen worden war. Der Streit verlief, wie solche Streitigkeiten zu verlaufen pflegen: die protestantischen Angreifer schossen beharrlich vorbei, und die Katholiken wurden durch den Angriff bloß gereizt, aber nicht geschädigt. Unzähligemal wurde in den protestantischen Zeitungen der Vorwurf wiederholt, die evangelischen Ehen würden von den Katholiken für Konkubinate erklärt, was einfach unwahr ist; die katholische Kirche erklärt nicht allein die evangelischen, sondern auch die jüdischen und heidnischen Ehen für wirkliche und gültige Ehen; das tridentinische Dekret gilt nur für die Katholiken, und auch für diese, wie gesagt, nur dort, wo es verkündigt ist; den gültigen Ehen der Häretiker und Schismatiker kommt nach Gury sogar der sakramentale Charakter zu. Den richtigen Angriffspunkt: daß der Fürstbischof das vorher nicht verkündigte Dekret gerade in jenem Augenblick amtlich bekannt zu machen befohl, hat kein einziger der Angreifer getroffen, nicht einmal ein Jurist, soviel ich mich entsinnen kann, wie denn überhaupt protestantische Juristen in der Kunst, kirchliche Rechtsverhältnisse mißzuverstehen, mit gewöhnlichen protestantischen Zeitungsschreibern wettzueifern scheinen; einen recht merkwürdigen Fall dieser Art will ich später noch anführen.

In dem Drange, wenigstens etwas zu thun, sei es auch das allerdümmste, erklärte ich meine Beistimmung zur Staatskatholikenadresse. Eine Dummheit war das, denn das Staatskatholikentum ist mir vom ersten Augenblick bis zum letzten so widerwärtig wie möglich gewesen. Als im Posen'schen einer Gemeinde der erste Staatspfarrer aufgezwungen wurde, sagte ich zum Herrn v. K.: Das ist ja reizend, von der angeblichen Gewissensthranei des Klerus will man die Katholiken befreien, und nun fängt man das Befreiungswerk damit an, daß Gendarmen in die Gemeinden Geistliche einführen, von denen jene nichts wissen mögen! Aber der Unwille über diese thörichte Wirthschaft wurde damals bei mir noch überwogen von dem Unwillen über den Druck,

den die gedrückte Hierarchie ihrerseits noch auszuüben vermochte, weil es dieser und nicht der Druck des Staates war, den ich selbst empfand. Der Fürstbischof („In hohem Auftrage: Peschke“) schrieb mir unter dem 14. Juli 1873: „Der Deutsche Reichs- und Preussische Staatsanzeiger brachte jüngst die zunächst von Schlesiſchen Katholiken aus Anlaß der neuen sogenannten Kirchengesetze ausgegangne Adresse an Se. Majestät den Kaiser und König, in welcher wir Bischöfe der Störung des konfessionellen Friedens, der Mißachtung bestehender Gesetze, der Erhebung unberechtigter Ansprüche, der Erregung eines unheilvollen Streites zwischen Staat und Kirche, des Mißverständnisses und der Leidenschaft usw. angeklagt werden und jedes selbständige Recht der Kirche geleugnet wird. Laut des Anzeigers vom 11. dieses Monats sind auch Euer Ehrwürden dieser Adresse beigetreten. Wir veranlassen Sie zu baldiger Erklärung: ob Sie den Beitritt als Ihrerseits erfolgt anerkennen, ob Sie die Adresse nicht gelesen haben, und wie Sie das der Diözese abermals gegebne öffentliche Ärgernis entschuldigen und wieder gut machen wollen.“

Als Antwort schickte ich dem Bischof unverſchämterweise eine lange Abhandlung ein — Zeit hatte ich ja —, deren Hauptstellen ich, um das Ärgernis wieder gut zu machen, mitteilen will, denn die Grenzbotenleser werden das Gegenteil von Ärgernis dabei empfinden. „Euer usw. erwidre ich ganz gehorsamst, daß ich es für eine Verletzung der Seiner Majestät dem Kaiser und König schuldigen Unterthanen- und Beamtentreue ansehen würde [als Lokalschulinspektor war ich ein Stückchen von einem königlichen Beamten], wollte ich wegen Beteiligung an einer Höchstdemselben gewidmeten Ergebenheitsadresse mich verantworten oder entschuldigen. Wenn ich dennoch auf die in der Hohen Zuschrift enthaltenen Fragen eingehe, so geschieht dies nicht in Anerkennung einer Verpflichtung, sondern nur aus persönlicher Ehrfurcht gegen Eure Fürstliche Gnaden. Die fragliche Adresse habe ich gelesen, meine Beitrittserklärung aber erst längere Zeit nachher, ohne ein Exemplar der Adresse vor mir zu haben, eingesandt. Auch jetzt ist mir kein Exemplar zur Hand, noch habe ich ihren Wortlaut im Gedächtnis. So viel erinnere ich mich, daß Anschuldigungen gegen die Hochwürdigsten Herren Bischöfe darin nicht vorkommen. Anschuldigungen werden darin erhoben gegen eine Partei in der katholischen Kirche; über etwaige Beziehungen der Hochwürdigsten Bischöfe zu dieser Partei wird — so viel ich mich erinnere — nichts gesagt, wie auch ich mir ein Urteil darüber nicht anmaße. Auch kann ich mich nicht erinnern, daß in der Adresse »jedes selbständige Recht der Kirche geleugnet« würde. Das Recht der Kirche, zu glauben, was sie will, zu lehren, was sie will, die heiligen Sakramente zu spenden wie, wo und wem sie will, ihr Vermögen zu verwalten [das Gesetz über die Verwaltung des Kirchenvermögens wurde erst später erlassen], das Recht, die Kirchenbeamten anzustellen (allerdings mit gewissen Einschränkungen, wie sie immer und überall bestanden haben), über diese die Disziplinargewalt

zu üben und geistliche Strafen zu verhängen (darunter auch die größte, den Ausschluß aus der Kirche, die thatsächlich eintritt, wenn die heiligen Sacramente verweigert werden; die öffentlich bekannt gemachte Exkommunikation ist keine geistliche, sondern eine eminent bürgerliche Strafe, da sie dem Exkommunizirten, falls er unter Katholiken lebt, das Leben nicht bloß unerträglich, sondern unmöglich macht), von allen diesen Rechten wird in der Adresse keins bestritten, sondern, soweit ich mich erinnere, nur das Recht, in Angelegenheiten gemischt bürgerlich-kirchlicher Natur die Grenze zu bestimmen. Nun weiß ich allerdings, daß der Kirche oder richtiger gesagt der höchsten kirchlichen Behörde (die neuerdings beharrlich mit der Kirche identifizirt wird, ähnlich wie die Schriftsteller des spätern Mittelalters »Kirche« zu schreiben pflegten, wenn sie den Kirchenstaat meinten) von extremen Systematikern nicht allein dieses Recht, sondern überhaupt jedes Recht zugesprochen wird, sodaß für die Geistlichen und die Laien, sowie für die weltlichen Regierungen schlechterdings nichts übrig bleibt, als die Pflicht unbedingten Gehorsams in allen geistlichen und geistlich-weltlichen Dingen. Ich weiß aber auch, daß die Träume der Systematiker niemals Wirklichkeit geworden sind, daß vielmehr, so oft und so lange der Kirche überhaupt ein Staat gegenüberstand, der Staat das Recht der Grenzbestimmung geübt hat, vom Staate der römischen Cäsaren bis auf den Staat Ludwigs XIV. und der Maria Theresia herab. . . Die Unterzeichnung der Adresse habe ich für Pflicht gehalten, weil ich die doppelte Überzeugung hege, daß einerseits die Kirche durch die sogenannten Kirchengesetze an der Erfüllung ihrer Mission nicht gehindert wird, und daß andererseits, wenn die Opposition der sogenannten katholischen Presse gegen die Staatsregierung Erfolg haben sollte, die Existenz des deutschen Reichs nicht bloß, sondern auch die des preussischen Staats in Frage gestellt würde. Es ist notorisch, daß sich diese Presse gegenwärtig einer höhern Autorität erfreut als selbst der Episkopat, denn noch jedesmal, so oft einer der Hochwürdigsten Bischöfe mit einem einflußreichen katholischen Blatte in Kollision geriet, hat er nachgeben müssen. Nun haben vor drei Jahren die Historisch-Politischen Blätter, wohl die angesehenste der katholischen Zeitschriften Deutschlands, den Bischöfen und dem katholischen Volke Preußens den katholischen Charakter abgesprochen, letzterm, weil es 1866 — wenn gleich ungerne — doch in den Krieg gegen Oesterreich gezogen sei, den erstern, weil sie diesen Krieg nicht öffentlich und nachdrücklich verurteilt hätten. Wenn sich diese Anschauung Bahn bricht, und wenn zugleich dem katholischen Volke Deutschlands die Meinung beigebracht wird, die die besagten Organe unablässig predigen, daß die Staatsregierung darauf ausgehe, ihm sein heiligstes Gut, die Religion, zu rauben (einfache Leute meiner Gemeinde haben wiederholt gefragt: ist es denn wahr, daß wir nicht mehr zur heiligen Beichte und in die heilige Messe gehen dürfen?), dann werden bei einer kriegerischen Verwicklung die Stimmen der Hochwürdigsten Bischöfe

gegen ein Bündnis der deutschen Katholiken mit Frankreich so wenig vermögen, wie die an die Arbeiterklasse gerichteten Ermahnungen zur Genügsamkeit und die Abmahnungen von Gewaltthaten vermögen, nachdem katholische Männer, die sich mit solchen Gegenständen beschäftigen, Jahrzehnte hindurch den Haß gegen das Kapital gepredigt und der Ansicht, die Arbeiter müßten suchen, ihre Lage durch Sparsamkeit und durch Steigerung ihrer Intelligenz zu bessern, die Behauptung entgegengestellt haben: es sei ein Hohn, Leute, die das zum Leben notwendige nicht haben, zur Sparsamkeit zu ermahnen, und ehe man für die Arbeiterkinder Schulen errichte, solle man vorher, damit sie nicht verhungern, Suppenanstalten begründen. [Wenn ich mich recht erinnere, waren es ebenfalls die Historisch-Politischen Blätter, die in den sechziger Jahren dergleichen predigten.] ... Nicht darin sehe ich das Unglück, daß ein katholischer Priester eine eigne, von der Majorität seiner Amtsgenossen abweichende Überzeugung öffentlich ausspricht, sondern daß ein solches Aussprechen der eignen Überzeugung Ärgernis erregt. Ist es doch so weit gekommen, daß es kaum noch einen Gegenstand der Wissenschaft, der Politik, des bürgerlichen, ja sogar des persönlichen und Familienlebens mehr giebt, über den ein Katholik eine von der herrschenden Presse unabhängige Meinung aussprechen könnte, ohne daß er des Abfalls vom Glauben beschuldigt würde. Diesen Zustand habe ich seit Jahren als unheilvoll beklagt. Sollte es wirklich gelingen, jeden denkenden Kopf, jede unabhängige Überzeugung, jeden selbständigen Charakter aus dem Katholizismus hinauszudrängen, dann bliebe von diesem freilich nichts mehr übrig als ein ungeheurer Automat, der nur noch durch die Ähnlichkeit der äußern Erscheinung an die ehemalige katholische Kirche erinnern würde. Drum halte ich unter allen dringenden Bedürfnissen der jetzigen Zeit für das dringendste, dieser allergrößten Gefahr vorzubeugen, und das katholische Volk nach und nach wieder daran zu gewöhnen, daß es selbständig denkende, überzeugungstreue und charakterfeste Männer nicht als den Ruin, sondern als die Lebenskraft der Kirche betrachte usw.“

Nach Absendung dieses höchst überflüssigen Ergusses mußte ich wieder einmal, wie öfter in den letzten Jahren, täglich auf der Lauer liegen, um meinen Briefboten (es war ein Schulknabe, der die Postfächer in einer verschlossenen Blechtasche holte) heimlich abzufangen; denn wenn mich die Mutter einen großen Brief auspacken sah, dessen Inhalt ich ihr nicht mitteilen konnte, geriet sie in große Angst. Oft, wenn sie einen amtlichen Brief in meiner Hand sah oder in meinem Gesicht einen bedenklichen Zug entdeckte, sagte sie: Schreibt, lieber Herr, schreibt, daß Ihr bei der Pfarre bleibt! Ich hatte ihr dieses Sprüchlein mitgeteilt, das der Volkswitz in der Zeit, wo die Konkordienformel umging, den sächsischen Pfarrfrauen in den Mund gelegt hat. Diesmal kam aber kein Brief, sondern der fürstbischöfliche Kommissarius, Propst Hübner aus Zobten am Bober, der zwar ein vortrefflicher Mann und höchst ange-

nehmer Gesellschafter war, dessen Anblick mich aber an jenem Tage nicht übermäßig erfreute. Zufällig oder, wie beide meinten, durch Gottes Fügung kam gleichzeitig von der andern Seite mein Bruder, der Kaplan an, zum Besuch, wie er der Mutter sagte, in Wirklichkeit aber nur, um mich zum Widerruf meiner Unterschrift zu bestimmen. Während die Mutter in der Küche beschäftigt war, bearbeiteten mich beide und beschworen mich „vor dem Bilde des gekreuzigten Heilands.“ Ich blieb dabei, ich könnte dem Propst die protokollarische Erklärung, die er mir zu entlocken den Auftrag hatte, nicht so ohne weiteres geben, und versprach, sie ihm nächster Tage nach Zobten zu bringen. Mein Bruder reiste am andern Tage wieder ab, und einen Tag darauf erklärte ich der Mutter, ich hielt mich zu einem Gegenbesuch beim Propst verpflichtet, hätte eigentlich auch etwas amtliches mit ihm zu besprechen, worüber sie sehr erfreut war, denn es verstand sich von selbst, daß sie mitfuhr, und das Wetter war wunderschön. Vor der Abfahrt schickte ich folgende Erklärung an die Schlesische Zeitung: „Hätte ich geahnt, daß die Beteiligung an der viel besprochenen Adresse schlesischer Katholiken als Auflehnung gegen die geistliche Obrigkeit, ja als Abfall von der Kirche aufgefaßt, und daß den geistlichen Unterzeichnern der Adresse nur die Wahl gelassen werden würde zwischen Widerruf einerseits und Bann nebst Absetzung andererseits, so hätte ich meinen Namen nicht beigefügt. Da nun in Wirklichkeit dieses Ungeahnte eingetreten ist, ich aber durchaus nicht gewillt bin, aus dem Verbande der katholischen Kirche auszuscheiden, so ziehe ich, unbeschadet der Seiner Majestät dem Kaiser in jener Adresse angelobten Ergebenheit, meine Unterschrift hierdurch zurück.“ In Zobten überließen wir meine Mutter zunächst der Gesellschaft der Schwestern des Propstes und zogen uns in dessen Studirstube zurück. Das Geschäft ging glatt von statten. Ich überreichte eine Abschrift meiner Erklärung, die, da sie am andern Morgen gedruckt erscheinen mußte, eine vollendete Thatsache war, an der sich nichts mehr ändern ließ, und er verfaßte ein Protokoll, das ihm viel Kopfschmerzen zu machen schien, denn er brauchte dazu so lange Zeit, daß ich unterdessen einen auf dem Sopatische liegenden Roman von Bollanden halb durchlesen konnte. Ich fand ihn übrigens abscheulich. Dann unterschrieben wir und begaben uns zu den Frauen zum gemeinsamen Kaffee. Meine Mutter fand die Partie ganz reizend. Da es mir gelungen war, ihr auch alle gefährlichen Zeitungsblätter zu unterschlagen, so hatte sie keine Ahnung; aber nachträglich erfuhr sie die Geschichte doch durch einen um mein Seelenheil und um das Heil der Kirche sehr besorgten Amtsbruder, der durch seine Unfähigkeit, etwas auf dem Herzen zu behalten, berüchtigt war (er war imstande, binnen einer Stunde zehn verschiedenen Personen beiderlei Geschlechts ein Geheimnis sub sigillo anzuvertrauen); seitdem machte sie der Anblick der Blechtasche nervös.

Mit der Erklärung, daß ich nicht gewillt sei, aus der Kirche auszuscheiden,

war es mir voller Ernst gewesen. Um evangelisch werden zu können, war ich noch viel zu katholisch, und zu jener philosophischen Selbständigkeit, die der Kirche für das eigne Gemütsleben nicht mehr bedarf, hatte ich mich noch nicht durchgerungen. Was aber das Materielle betrifft, so wußte ich die Existenzsicherheit viel zu gut zu schätzen, als daß ich sie hätte für nichts und wieder nichts wegwerfen sollen. So oft ich des Abends von einem Besuch allein heimkehrte, sagte ich mir beim Eintritt in mein Gärtchen: Welches Glück ist es doch, ein eignes Heim zu haben, aus dem einen niemand verjagen darf! Eine „Sache,“ für die ich mich hätte verpflichtet fühlen können, dieses Gut und das Glück meiner Mutter aufzuopfern, gab es nicht, denn die bloße Negation einiger Dogmen und die Opposition gegen die in der Kirche herrschende Richtung sind keine solche „Sache.“ Sa da ich immer noch die katholische Kirche für die, wenn auch durch menschliche Irrtümer und Leidenschaften verdorbne wahre Kirche Christi hielt, so war eben sie die Sache, um die es sich handelte, und um an einer Reform dieser Kirche mitarbeiten zu können, mußte ich darin bleiben. Denn so viel wußte ich damals schon, daß die draußen stehenden, namentlich auch die Altkatholiken, die katholische Kirche zu reformiren so wenig Macht hätten, als etwa das Königreich Sachsen Macht hat, China zu reformiren. Der Protestantismus freilich hat eine Reform der katholischen Kirche bewirkt, aber der war auch so mächtig, daß er eine Zeit lang das Dasein der päpstlichen Kirche bedrohte, und zu einer solchen Macht konnte es der Altkatholizismus, das sah man deutlich, niemals bringen. Aus solcher Überzeugung hatte auch Döllinger von der Gründung einer altkatholischen Kirchengemeinschaft abgeraten und gemeint, die Opposition gegen das Vatikanum müsse als liberaler Sauerteig in der Kirche bleiben. Und als ein Freund, der eine altkatholische Pfarrstelle in Süddeutschland angenommen hatte, in einem seiner Briefe über die Zurückhaltung des Münchner Patriarchen klagte, schrieb ich ihm: wenn sich der Mann, der die Geschichte der Reformation geschrieben hat, an einer Kirchengründung beteiligen wollte, so würde ich das für ein Zeichen beginnender Gehirnerweichung ansehen; ihm stehe eben die Wahrheit allzu klar vor Augen, daß Kirchen nicht von Professoren gegründet werden, sondern nur aus großen Volksbewegungen erwachsen können. Denselben Gedanken hat neuerdings Professor E. Tröltzsch mit Beziehung auf die Reform- und Neubildungsversuche innerhalb des Protestantismus im zweiten Augustheft der Preussischen Jahrbücher (Jahrgang 1895) in einer vortrefflichen Abhandlung über Religion und Kirche ausgeführt. „Wirkliche, tiefgehende Reformen, schreibt er u. a., sind immer Revolutionen und finden nur unter schweren Kämpfen statt, die gewöhnlich gar nicht bloß religiöse Kämpfe sind. Das Schiff der religiösen Reform bedarf einer allgemeinen Erregung des Meeres, um flott zu werden. Das hat nicht zum mindesten die Reformationsgeschichte bewiesen.“ Der Kulturkampf war ja auch ein Sturm im Meere; nur ist es

nicht das Schiff der Reform gewesen, was er flott machte, sondern das Schiff der unveränderten römischen Kirche; was sich von dieser losriß, war nur ein winziger Kahn. Weiterhin schreibt Tröltzsch: „Würde überall konsequent gedacht, so müßten die einen den Untergang der Kirchen und die andern den Untergang der Welt erwarten. Diejenigen, die in der Mitte zwischen beiden an einer Reform der Kirche arbeiten, mögen aber aus der Geschichte lernen, daß mit etwas liberaler Theologie und etwas Gemeindebelebung dieses Ziel nicht erreicht wird. Kirchen werden nur im heißen Feuer eines allgemeinen Brandes umgeschmolzen.“ Es gab also keine Sache, die mich hätte aus der Kirche hinauslocken können, sondern nur Zumutungen, durch deren Nichtabweisung meine persönliche Würde gelitten hätte, konnten mich hinausdrängen.

Eine solche Zumutung herauszufordern, konnte mich mein Temperament leicht hinreißen, drum nahm ich mich in acht. Zunächst vor den Amtsbrüdern; den Verkehr mit ihnen beschränkte ich auf das notwendigste, und wenn ich mit einem zusammentam, suchte ich Gesprächen über die Tagesereignisse möglichst auszuweichen. Sah ich einen geistlichen Besuch nahen, so verbarg ich schleunigst die Schlesiſche Zeitung, um nicht an das Doppelverbrechen zu erinnern, daß ich sie, und nicht die Hausblätter, hielt. Einmal wurde sie von dem alten, dicken, pathetischen, unfreiwillig komischen Pfarrer P. in der Küche aufgestöbert, wohin ich sie in der Eile geflüchtet hatte. Nein, rief er, wie können Sie immer noch dieses Schandblatt mithalten, das unsre heilige Kirche verfolgt und beschimpft und erst dieser Tage wiederum eine abscheuliche Geschichte von einem katholischen Geistlichen erzählt hat! Die Entrüstung war sehr erklärlich, denn er und sein Kaplan, den er mithatte, waren beide, wie ich genau wußte, in puncto puncti nicht ganz taktfest. Übrigens hielt er es in Zeitungssachen nicht anders, als es eben die meisten Leute bis auf den heutigen Tag zu halten pflegen. Jeder erklärt jedes Blatt für ein Schandblatt, das von Männern seiner Partei Skandalgeschichten erzählt. Schaden könnte es ja nichts, wenn Skandalgeschichten überhaupt nicht gedruckt würden, und die Wut der Reporter genannten Hyänen, aus allen Winkeln alles Nias auf den Markt der Öffentlichkeit zu schleppen, dazu auch noch allen Abfall und alles Gemüll, allen Plunder bedeutungsloser Kleinigkeiten, ist greulich und lächerlich zugleich. Aber da nun einmal die modernen Verkehrsmittel diese Öffentlichkeit — trotz Brausewetter — geschaffen haben, und da sich insbesondere die Berichterstattung über Verbrechen und Strafurteile schlechterdings nicht verhindern läßt, so muß wenigstens die Fälschung der öffentlichen Meinung vermieden werden, die darin liegen würde, daß sich nur gewisse Volksschichten die Veröffentlichung ihrer Skandalchronik gefallen lassen müßten, gewisse Kreise aber das Privilegium hätten, bei ihren eignen „Unfällen“ rücksichtsvolles Schweigen fordern zu dürfen. Es wäre unbillig, einem Blatte zuzumuten, daß es sich beeilen solle, die Schande von Angehörigen der eignen Partei aufzudecken; aber wenn es die der Gegen-

partei breitttritt, so hat diese kein Recht, zu klagen; versäumt sie ja doch nicht, sich zu entschädigen. Und so kommt durch diese Art Arbeitsteilung ein annähernd richtiges Bild der Wirklichkeit zustande, was für den beobachtenden Gelehrten wie für den praktischen Politiker immerhin von Wert ist.

Auch in der Unterhaltung mit meinen Pfarrkindern legte ich die Worte auf die Goldwaage. Sie waren ja meistens bäuerlich einfältig und harmlos, mir auch wohl nicht abgeneigt; aber ein paar gingen doch fleißig zum Propst Hübnert, um Bericht zu erstatten und sich Verhaltensmaßregeln zu holen; besonders der Schmied, ein kluger Mann und auch sonst ein Mustermensch. Er that ab und zu eine wohlüberlegte Frage und schaute mich dabei mit forschenden Blicken an. Was meinen Sie wohl, sagte er das einermal, ob es zur Revolution kommen wird? (nämlich wegen der Maigesetze). Die ist bei unsrer Militärverfassung nicht möglich, erwiderte ich. Das ist richtig, bemerkte er, sie ist nicht möglich. Auch einige von den Schulkindern stellten mir Fragen. Es waren gute Kinder; ich bin, mit Ausnahme eines einzigen Falles, die ganzen vier Jahre nie auch nur in die Versuchung gekommen, zum Stock zu greifen, aber in diesem Punkte waren sie von den Eltern dressirt. Als ich einmal Beispiele von Unglauben aufzählen ließ, sagte der eine Knabe: wenn manche nicht glauben wollen, daß der heilige Vater unfehlbar ist, und alle sahen mich neugierig an; ich weiß nicht mehr, wie ich mich dabei verhalten habe. Also ich nahm mich in acht, und zwei Aufforderungen, die Leitung altkatholischer Gemeinden zu übernehmen, eine aus Breslau und eine aus Aussig in Böhmen, lehnte ich ab. Aber was kommen soll, kommt doch.

(Fortsetzung folgt)



Die Kunst

Erzählung von Theodor Duimchen (in Dresden)

(Schluß)



Es war nur wenige Tage später, ein wundervoller tauiger Sommermorgen. Erika saß mit Onkel und Tante unter der Veranda beim ersten Frühstück. Onkel Moller war schon fertig, er rauchte seine Morgencigarre und wartete auf die Zeitungen und auf Herrn Bierman, der ihn zum vorgeschriebnen Spaziergange abholen wollte.

Erika wußte, daß am Tage vorher die Entscheidung gefallen war, die über ihr Lebensglück entschied. Vielleicht stand es schon im Amtsblatt, wer